

SWR2 Lesenswert Magazin

Vom 02.12.2018 (17:05 – 18:00 Uhr)

Redaktion und Moderation: Carsten Otte

Lukas Linder: Der letzte meiner Art

Roman

Kein & Aber Verlag

272 Seiten

19 Euro

Rezension von Ulrich Noller

Bitte beachten Sie:

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

Service:

SWR2 Lesenswert Magazin können Sie auch als Live-Stream hören im **SWR2 Webradio** unter www.swr2.de oder als **Podcast** nachhören:
<http://www1.swr.de/podcast/xml/swr2/literatur.xml>

Kennen Sie schon das Serviceangebot des Kulturradios SWR2?

Mit der kostenlosen SWR2 Kulturkarte können Sie zu ermäßigten Eintrittspreisen Veranstaltungen des SWR2 und seiner vielen Kulturpartner im Sendegebiet besuchen.

Mit dem Infoheft SWR2 Kulturservice sind Sie stets über SWR2 und die zahlreichen Veranstaltungen im SWR2-Kulturpartner-Netz informiert.

Jetzt anmelden unter 07221/300 200 oder swr2.de

Autor

Das Milieu, in das ein Mensch hineingeboren wird, ist normalerweise ja nicht unerheblich für die Chancen, die ihm sein Leben bieten wird. Wer dem *alten* Bürgertum entspringt, der hat in der Regel die eine oder andere Sorge weniger als andere. Arbeiterkinder etwa. Oder: Migranten. Aber so ein historisch verbrieftes Stammbaum kann natürlich auch eine Hypothek sein. Schon rein äußerlich.

Sprecher zitiert aus dem Roman

Ich stamme aus einer alten und sehr reichen Berner Familie. Uns gab es schon im vierzehnten Jahrhundert. Und das sieht man uns auch an. Wie die Wurzeln uralter Bäume sind unsere Gesichter in sich selbst verknorzt.

Autor

In sich selbst verknorzte Gesichter. Das gibt direkt schonmal zu denken. Was auch immer gemeint sein könnte. Gestatten: Alfred von Ärmel. Der Mann in Ihrem Hirn für die Zeit der Lektüre, die Stimme - der Erzähler, mit dem Lukas Linder durch seinen Debütroman „Der letzte meiner Art“ führt. Der abzurechnen sucht, das wird schnell

kenntlich, mit seiner sehr alten, sehr arrivierten, sehr traditionellen Schweizer Familie. Mit seiner Familie.

Sprecher zitiert aus dem Roman

Kein besonders schöner Anblick. Unsere Physiognomie hat sich zu lange am Wetzstein der Neutralität zerrieben, sodass heute kaum noch etwas von dem ursprünglichen triumphalen Ausdruck vorhanden ist. Erst vor dem Hintergrund ihrer langatmigen Vergangenheit fangen unsere Gesichter zu leuchten an. Und dann erkennt man: Das sind Gesichter, die gerahmt ins Museum gehören, nicht aber in die freie Wildbahn des einundzwanzigsten Jahrhunderts.

Autor

Die von Ärmels leben in Bern, Mutter, Vater, zwei Söhne. Plus Großmutter. Der Vater hat seine Wimpel-Fabrik gewinnbringend veräußert, altes Geld scheint auch noch reichlich vorhanden zu sein. Man gehört zur besseren Gesellschaft, man muss nicht arbeiten, man hat keinerlei existenzielle Sorgen. Alles kreist daher – um Nichts.

Sprecher zitiert aus dem Roman

Meine Mutter hat sich in einen Dornröschenschlaf gerettet. Mein Vater in die geistige Umnachtung. Und mein älterer Bruder Thomas, der einzige kluge Kopf der Familie, hat sich schon vor Jahren aus dem Staub gemacht und nicht mehr von sich zurückgelassen als ein paar absolut unglaubwürdige Gerüchte.

Autor

Eine in vielfacher Hinsicht vollkommen verrückte Familie, die dieses Nichts, um das sie kreist, mit allerlei Schrullen, Neurosen, Geheimnissen füllt – vorgestellt und vorgeführt aus Sicht des Jüngsten, Alfred eben, der sisyphosartig um Normalität ringt, der auszusteigen versucht aus der Verdammnis seiner Herkunft, vergeblich, wie er letztlich wohl wird eingestehen müssen. Bis dahin: Melancholische Selbstironie mit einem Schuss Fatalismus.

Sprecher zitiert aus dem Roman

So bleibt es mir überlassen, unsere denkmalgeschützten Gene in ein neues Zeitalter zu retten. Das ist bedauerlich. Für mich. Vor allem aber für die Gene, die in mir den denkbar schlechtesten Beobachter gefunden haben. Leider deutet so einiges darauf hin: Ich bin nicht jenes neue Kapitel in der Familienchronik, das man sich mit Genuss

zu Gemüte führt. Vielmehr bin ich wohl die enttäuschte Pointe einer Geschichte, deren größtes Vergehen darin besteht, dass sie viel zu lange gedauert hat.

Autor

Und genau da lagern auch einige der Probleme, die diese Geschichte in ihrer literarischen Umsetzung, leider, hat: Sie dauert zu lange - bei zu wenig Dynamik und Variabilität. Sie birgt zu viele zu enttäuschende Pointen, die häufig auch noch umständlich erklärt werden. „Der Letzte meiner Art“ ist eine Grotteske mit Ladehemmung und Betriebsanleitung. Bedauerlich, weil Lukas Linder so viel mehr hätte machen können aus seiner überbordenden Fantasie, wenn er straffer und pointierter gearbeitet hätte. Sein Potential schimmert jedenfalls immer mal wieder durch, zum Beispiel in der Figurenzeichnung, etwa bei der Mutter – diese Grande Dame voller Fehl und Tadel, stets umschwirrt von faszinierten Verehrern. Eine Dame übrigens, die ihr größtes Geheimnis auf dem Rücken trägt, ein immenses Tattoo, das an eine Episode ihrer Jugend erinnert, deren Geheimnis allerdings nur sie selbst kennt.

Sprecher zitiert aus dem Roman

Mit sechzehn lief sie an Weihnachten von zu Hause weg. Die ersten Tage bemerkte es niemand. Großmutter war viel zu beschäftigt, um Subtilitäten wie eine entflozene Tochter wahrzunehmen. Sie hatte sich kürzlich eine Husky-Zucht zugelegt und erzählt nun überall herum, die Huskys seien der Grund, warum sie lebe. Großmutter war stets auf der Suche nach solchen Gründen. Sie sammelte sie wie andere Leute Schneekugeln.

Autor

Und da war er doch, der kurze Augenblick der Wahrhaftigkeit. Einige solcher Momente lassen sich in „Der letzte meiner Art“ durchaus erahnen – leider verbinden sich diese Eindrücke nicht zu einem Ganzen. Eher verdichtet sich ein Eindruck von Schludrigkeit, auch sprachlich: Erschütternd, welche Menge an Phrasen und Plattitüden das Lektorat dem Autor hat durchgehen lassen; das grenzt an eine Verletzung der Sorgfaltspflicht.

Sprecher zitiert aus dem Roman

Einer der Huskys hatte Großmutter in den Oberschenkel gebissen. Nach diesem Eklat waren die Hunde natürlich nicht mehr der Grund, warum sie lebte. Sie kamen

nach St. Moritz, wo sie bis zum Rest ihrer Tage gelangweilte Russen in Schlitten durch den Schnee ziehen mussten. Großmutter legte sich ein Aquarium mit kostbaren Fischen zu. Die Fische bissen sie zwar nicht, waren aber, wie Großmutter bald herausfinden sollte, auch nicht der Grund, warum sie lebte.

Autor

Und so weiter und so fort. - Das zweite Kernproblem dieses Romans neben seiner Unkonzentriertheit ist die Erzählperspektive: Über den Ich-Erzähler ist Lukas Linder zwar natürlich unmittelbar dran an Alfred von Ärmel und seinem Empfinden. Durch die entsprechend fehlende Distanz mangelt es aber stilistisch an Steuerungs- und Variationsmöglichkeiten. Das führt dazu, dass man immer stärker in die emotionalen – bzw. emotionslosen - Familiengefilde der von Ärmels verstrickt wird. Ohne humoristische Variation als Korrektiv, es wird im Prinzip über fast 300 Seiten ein- und dieselbe Pointe wiederholt. Was auf Dauer schwierig ist. Aber dann so etwas:

Sprecher zitiert aus dem Roman

„Man muss die Vergangenheit erschießen. Man muss ihr ins Herz schießen und in den Kopf. Und dann muss man sie begraben. Und wenn man sie begraben hat, muss man auf der Stelle vergessen, wo das gewesen ist. Man muss die Schaufel fortwerfen und weitergehen. Nur so kann man leben.“

Autor

Ein Zitat aus dem letzten Drittel des Romans – und dieses Drittel ändert doch noch so manches. Luft kommt in die Geschichte, ein Gegenpol zum Irrsinn der von Ärmels. Ein eigener, ein anderer, ein frischer Irrsinn. Endlich – Abstand. Alfred hat Ruth kennen gelernt, eine Frau um die Fünfzig, über eine Anzeige, weil er sonst niemand fand, sie wird ihn zu seinem Abschlussball an der Schule begleiten. Hier blitzt auf, was diese Geschichte hätte sein können – und hier wird deutlich, warum man auf den nächsten Roman von Lukas Linder, seinen zweiten, trotz des nur teilweise überzeugenden Debüts gespannt sein darf.

Sprecher zitiert aus dem Roman

„Nur so kann man leben“, bestätigte Ruth und schaute zu mir.

Sie sah blendend aus. Vergangenheiten zu begraben bekam ihr gut. Ich spürte ihren triumphierenden Blick. Ich habe sie alle begraben, schien mir dieser Blick zu sagen.

(..)

Schön, sagte ich mir. Ist doch schön, dass es ihr so gut geht. Was kümmert mich die Vergangenheit? Oder gar die Zukunft? Helden leben nun mal im Moment, Helden blieben nun mal allein.